

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 189.

Mittwoch, 13. Juli

1932.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(6. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Frau Hollweck hatte sich inzwischen der angekommenen Fremden zugewandt; beide Frauen musterten sich blitzschnell — jede konstatierte bei der anderen die flüchtige Anwendung des Lippenstiftes und erkannte daran, daß hier Bemühungen gemacht wurden, die sich allenfalls noch lohnen konnten. . . . So wußten sie von einander, noch ehe Worte die Bekanntschaft eröffneten. Frau Gaedecke mußte vor allem ihrer Empörung über den Seppel Luft machen und geriet dadurch in Gefahr, sich die Sympathien ihrer Wirtin von Anfang an zu verscherzen, denn auch dieser Brave gehörte immerhin zum weiteren Umkreis des Komplexes Seehaus. Aber gottlob fielen dieser rechtzeitig der Ministerialdirektor und die Professur ein, und sie griff, Gutrums Beispiel folgend, dienstfertig nach einer Hutkassette, während das herbeigeeilte Fannerl sich mit etlichen Handtaschen und Koffern belud. Frau Gaedecke aber spähte nach einem Hausdiener aus, der den Rest des Gepäcks auf seine starken Schultern hätte nehmen können. Endlich nahte sich ein langer, braungebrannter Mensch, nur mit Hemd und Lederhose bekleidet, in gemütlicher Gangart vom Wasser her. Gebieterisch winkend, trieb sie ihn zu größerer Eile an, und wies auf ihren Koffer. Erst als die Wirtin ihn als ihren Mann vorstellte, wurde die Frau Ministerialdirektor sich ihres peinlichen Irrtums bewußt, den sie sofort nach Kräften gutzumachen suchte. Bewundernd schlug sie ein paar grünlche Augen zu ihm auf, maß seine stattliche Figur mit Kennermiene, und lächelte ihn an: „Ein echter Desregger!“

Als alle die Koffer in ihr Gemach gebracht waren, entdeckte Frau Gaedecke, daß es Morgenjonne habe, die sie leider durchaus nicht vertragen könne. Es täte ihr zu leid, aber sie müsse um ein anderes Zimmer bitten. Von denen hatte aber auch jedes einen Fehler. Das eine ging nach Norden, das andere war zu klein, das dritte nicht hübsch genug. Plets Zimmer hätte ihr wohl gefallen, aber das war nun einmal nicht zu haben. „Was ist hier drin?“ fragte sie und klinkte an der versperrten Türe.

„Blaubarts Frauen!“ lachte augenzwinkernd der stattliche Hausherr, dem die Geschichte Spaß machte.

„Huh!“ rief Frau Ritty. „Wie interessant! Kann man sie sehen?“

„Das ist eben das Romantische daran. Es ist kein Schlüssel vorhanden!“

„Oh, Sie müssen unbedingt aufsperrn lassen!“ bat die Dame. „Sicher ist ein Geheimnis verborgen darin. Das Haus ist ja uralt, das sieht man an den Mauern. Wer weiß, was sich darin findet. Ich graule mich schon ordentlich. Wenn nicht geöffnet und nachgesehen wird, habe ich keine ruhige Stunde. Bitte, bitte, tun Sie es gleich morgen!“

„Wenn Ihnen so viel daran liegt, gnädige Frau, soll es gewiß geschehen. Wenn ich auch überzeugt bin, daß gar nichts hinter der Türe ist als Spinnweben und Gerümpel und daß es viel anregender wäre, sich allerhand Geheimnisvolles vorzustellen; es wird sicher eine Enttäuschung, wenn wir öffnen.“ Frau Hollweck sah sich

nach einem Bundesgenossen um. Unerwartet erwuchs er ihr in der Person des Fräulein Feldmeier, das grau und unhörbar aus seinem Zimmer gehuscht war und mit bescheidenem, aber lebhaftem Interesse zuhörte. „Ach nein“, rief sie nun flehend, „lassen Sie die Türe. Es ist bestimmt besser so!“

Frau Gaedecke hob stirnrunzelnd ihr Vorgehen. Gina stellte vor. Fräulein Feldmeier wandte sich, Entschuldigung heischend. „Was sollen wir nun machen?“ fragte Herr Hollweck. „Die Wünsche unserer Gäste sind uns Befehl. Nur wenn sie sich widersprechen . . .“

„Ach bitte, bitte, Herr Hollweck, lassen Sie alles beim alten“, flehte das graue Fräulein. Die Frau Ministerialdirektor dagegen erklärte, sie würde bei Nacht kein Auge zutun und bei Tag nicht ihres Lebens froh werden, solange das düstere Geheimnis hinter der verschlossenen Türe sich nicht aufläre. Und da das Gewicht eines einflußreichen Gatten in ihre Waagschale fiel und den Ausschlag gab, versprach Gina für den nächsten Tag einen Schlosser. „Sie werden sehen“, wandte sie sich liebevoll tröstend an Fräulein Feldmeier, „daß nichts Furchtliches dabei herauskommt“. Die nitte wiederholt und ergeben. Aber in ihren Augen funkelte eine eigenartige Schärfe, als sie erklärte, zu ihrer Beruhigung bei der Eröffnung anwesend sein zu wollen.

Da am frühen Morgen die Veranda in praller Sonne lag, wurde der Frühstückstisch auf der Landseite gedeckt, im Schatten einer alten Baumgruppe, in deren Zweigen sich Ammern und Rohrspähen tummelten. Es war schon ein Plätzchen, um sich's wohl sein zu lassen, besonders wenn man in einem bequemen Lehnstuhl saß, als fernere Aussicht die blauende Bergkette über dem See vor sich hatte und als Vordergrundstaffage drei weibliche Wesen, die alle für einen alten Knaben noch recht angenehm anzusehen und außerdem sämtlich um sein Wohl bemüht waren. Piet van Dongern war mit sich und der Welt zufrieden. Keine lästige Kellnerschar umstand ihn mit der gierigen Forderung an seinen leider allgemein bekannten Reichtum, nur die hübsche Guttrune schenkte ihm Kaffee ein, Frau Gaedecke rückte dicht an ihn heran, strich ihm goldgelbe Butter auf die umfangreichen Bischofberger Frühstücksemmeln, und Frau Hollweck — ja, das war nun einmal eine erstaunliche Frau! Sein Spazierstock mit dem Elfenbeinknopf war verschwunden gewesen, fort, kein Wunder, es war ein Stück, das überall die Diebe reizte. Und kaum hatte er der freundlichen Hausfrau sein Leid geklagt, als er sich schon wieder beruhigt sah. Sie stand auf, ging näher an die Lannengruppe heran — und richtig, da war er schon, der verloren Gelaubte, lehnte noch da, wo er ihn vermutlich gestern abend gelassen hatte. Frau Hollweck hielt ihm nun eine ihrer kleinen Reden, die er geduldig und eifrig lauend anhörte.

„Sie sollen nur nicht immer das Schlimmste von den Menschen glauben, Herr van Dongern. Sehen Sie, hier

Im Seehaus will Ihnen jeder wohl, Sie sind vollkommen sicher. Es leben hier nur ehrliche Leute. Andere würden schon gar nicht in der Gegend geduldet. Aberhaupt gibt es lange nicht so viel Verbrecher, als Sie denken; eigentlich kommt das alles nur in Büchern vor."

Es war schade, daß Frau Gaedecke den aufbauenden Eindruck ihrer Versicherungen störte. Sie nahm gern einen weltschmerzlichen Zug an und gab auch jetzt zu verstehen, daß ihr im Leben von bösen und ruchlosen Menschen allerhand Enttäuschung und Kummer bereitet worden waren. So nebenbei vollendete am unteren Ende des Tisches das bescheidene Fräulein das Geschäft des Frühstückens, das ihr um so besser gedieh, als niemand sie beachtete. Jetzt erhob sie sich, um sich mit höflichen Worten von den Hausgenossen zu beurlauben. Sie wollte einen großen Spaziergang machen, recht tief in den einsamen Wald.

Ob sie sich so ganz allein nicht fürchte, fragte Gutrune. „Zenzi und Jannerl haben gestern nachmittag, als sie droben im Bannwald Himbeeren suchten, einen verdächtig aussehenden Mann mit großem Bart angetroffen, der ihnen von ferne folgte und allerlei Zeichen machte."

„Die dummen Gänse“, sagte Frau Hollwed wegwerfend. „Es wird irgendein freundlicher Holzknecht gewesen sein, der sich einen Spaß machen wollte.“ Ihrer Überzeugung nach war im Bereich des Seehauses kein Raum für gefährliche Subjekte. Wozu also die Gäste beunruhigen?

Fräulein Feldmeier nahm die Mitteilung übrigens mit Gelassenheit auf; sie mochte sich sagen, daß kein Mann — gleichviel ob verdächtig oder nicht — ihr viel Aufmerksamkeit schenken würde. Für Frau Gaedecke aber hatte der Gedanke an aufregende oder gar gefährliche Begegnungen entschieden etwas Verlockendes, und sie beschloß bei sich, ihrerseits bald den so romantischen Bannwald aufzusuchen.

Frieder kam vom Hause her getraut. „Ein Mann ist da!“ rief er. „Ihr sollt alle kommen, er hat viele Schlüssel mitgebracht!“

Die vier Damen sprangen auf. Die geheime Kammer. Jede wollte als erste zur Stelle sein, selbst Piet setzte sich in Bewegung, da er nicht etwa allein mit dem Jungen, von dem er sich noch immer nichts Gutes erwartete, zurückbleiben wollte. Frieder, das Feld behauptend, machte sich über die lederen Reste des Frühstückes her.

Neugierig umstand die gesamte Einwohnerschaft des Seehauses den wackeren Schlossermeister. „Die Tür do soll i aufsperrn? Habis den Schlüssel verloren?“

„Nein, nein, er fehlt. Herr Nante wird ihn wesentlich auf seine Reise mitgenommen haben.“

„Auf die Reis?“ Wieder das schlaue Augenzwinkern, das alle Bichelberger aufsehn, sobald auf Herrn Nante die Rede kam. „Recht viel Sach wird er da net mitgenommen hab'n. Oder net?“

Der Hausherr sah ihn verständnislos an.

„No, das wissen S' doch, wo er hing'reist ist? Auf sechs Monat akkurat, weil i ihn schon 's drittemal erwischt haben. 's Jagern, das is halt seine Passion!“

„Um Gotteswillen!“ warf Gina ein, die für Herrn Nante ganz rot geworden war. „Sie wollen doch nicht sagen, daß er — — eingesperrt ist?“

„Sam S' das net gewußt?“ fragte der biedere Handwerker gemächlich. „I hab gemeint, er is a Freund von Ihr'm Herrn . . . Wie gesagt, er is sonst gar net so unrecht, der Herr Nante. Grad a bissel z' weit umi is er halt gern beim Jagern. Aber da hat's jetzt bald ein End damit. Mir kriegen jetzt den neuen Wachtmeister, dös is a scharfer!“

Gina fühlte die Schmach, die das Seehaus betroffen hatte, als ihre eigene. Martin tröstete sie. „Du kannst doch wirklich nichts dafür, und unsere lieben Gäste werden uns nicht für die Moral unseres unbekannten Vorgängers verantwortlich machen.“

Aber Piet riß doch seine wasserblauen Augen auf. „Sie sagen immer, hier ist alles ehrlich . . .“

„Ja, ja, da seht Sie niz!“ begütigte der Schlossermeister. „Bei uns, da gibt's keine Spitzbuben. Der Herr Nante is ja bloß a Zugreifer gwen. Und sonst war er ganz recht. Dös bissel Wildern — o mei! San do immer recht seine Herrschaften bei ihm gwesen, grad wie bei Gahna. Und jetzt wer'n ma glei sehn, was er in sein'm Kammerl eingesperrt hat!“ Sein Schlüsselbund klirrte, als er ein Werkzeug nach dem anderen zog.

„Gott, wie interessant!“ sagte Frau Gaedecke. „Viel leicht hat er hier sein Schießgewehr versteckt und die Vermummung, die er trug. Oder hat er gar Freikugeln in der Kammer gegossen?“

Mit lautem Kreischen gab die Tür nach. Alle drängten sich um den Eingang und starrten in den geöffneten Raum. Als erste schoß — ob unter dem Druck der Nachdrängenden oder der eigenen Neugier? — Fräulein Feldmeier in das Gemach, das ziemlich tief und schmal, fast leer und verhältnismäßig sauber war.

„Vorsicht!“ mahnte Piet, der mißtrauische. „Man kann nicht wissen, vielleicht ist eine Falltür da . . .“

„Was soll denn passieren?“ erwiderte Gina geringschäßig und betrat ihrerseits die Kammer. Ein großer Bandschrank nahm die eine Seite ein. „Aha! Bloß arts Frauen!“ lachte sie und ging auf ihn zu. Fräulein Feldmeier warf sich mit einem Aufschrei dazwischen.

„Mein Gott, Sie machen einen ja ganz nervös! Man muß doch schließlich leben, was darin ist! Nichts — — ich dachte mir's ja“, schloß sie halb beruhigt und halb enttäuscht nach einem kurzen Blick in sein dunkles Innere und ließ das schwere Schloß wieder einschnappen. Fräulein Feldmeier lehnte sich erleichtert aufatmend gegen die Schranktür und sah zu, wie eins nach dem andern sich entfernte. Dann folgte auch sie und beobachtete anscheinend beruhigt, wie der geschickte Meister einen Schlüssel feilte, verpaßte und die geheimnisvolle Tür wieder von außen damit verschloß.

Nach dem Mittagmahl, als zu hoffen stand, daß die Gäste gesättigt und hoffentlich auf ein Stündlein wunschlos waren, zogen sich Hollweds in das „Privatkontor“ zurück. Gutrune entzündete den Brenner der Kaffeemaschine, Martin seine Pfeife, und Gina, einen Bleistift und ein riesiges Haushaltsbuch in Händen, versank in den Lehnstuhl am Schreibtisch. Martin liebte diese Stunde des Tages besonders, denn es war die einzige, in der noch so etwas wie ein Familienleben zustande kam. Tagsüber fühlte er sich, obwohl seine Gattin ihn mit allen möglichen untergeordneten Handreichungen in Atem hielt, etwas überflüssig neben so viel lebhafter und geräuschvoller Geschäftigkeit. Auch jetzt konnte er nichts Besseres tun als die Zeitung lesen, während sie rechnete. „Arme Frau“, fragte er, ohne aufzublicken, „mußt du schon wieder fleißig sein?“

Gina, die über ihrem Hauptbuch sanft eingeschlummert war, fuhr in die Höhe und schüttelte sich, wovon sie sofort wieder munter wurde. „Du weißt doch, arbeiten ist meine Lust! Und wenn man so den Erfolg sieht . . .“

„Glaubst du wirklich, daß es sich lohnt?“ fragte, die Zeitung beiseitelegend, der teilnehmende Gatte.

Gina klappte energisch ihr Buch zu. „Es wird schon noch. Jetzt am Anfang kann man natürlich nicht so viel sagen. Die Hauptsache ist, daß die Gäste sich wohl fühlen. Und das tun sie doch. Ich muß gestehen, daß ich Piets wegen zuerst etwas besorgt war. Ein so verwöhnter Mann . . .“

„Jedenfalls hast du ihn trefflich gebändigt, fast so gut wie mich. Die vielen Mordwaffen, die er mit sich führt, kosten friedlich an der Wand, und der Herr über wilde Volksstämme folgt dir wie ein Lamm. Alle Hochachtung!“

Gina lachte. „Weißt du, daß er mich vor jeder Ausfahrt fragt, was er anziehen soll?“

„Und an seine kranke Leber denkt er gar nicht mehr“, fiel Gutrune ein, die mit einer Fledarbeit für den kleinen Bruder beschäftigt war. „Er ist ohne Widerspruch alles, was auf den Tisch kommt.“

(Fortsetzung folgt.)

Bei Philippi...

Von Wolfgang Ickert.

Die Sache hatte damals, vor fünf oder sechs Jahren, erhebliches Aufsehen gemacht. Natürlich. Als Henry Shadleton seinen besten Freund, Boiner, über den Haufen schoss, da war es nach außen hin ein Duell, wie jedes andere auch: mit Sekundanten, Ärzten und Unparteiischen. Man kannte jedoch Shadletons Fähigkeiten in der Handhabung der Colter-Pistole, und man wußte des weiteren, daß Boiner ein Instrument dieser Art vorher kaum jemals in den Händen gehabt hatte. In seinen schmalen, blaffen und nervösen Fingern, die nur dafür bestimmt schienen, die Feder zu lenken und in den vergilbten Seiten alter Bücher und Akten zu blättern. Darum also war dies sogenannte Duell von Rechts wegen doch nicht viel mehr als ein Mord, der durch den äußeren Beweggrund dazu — die Eifersucht, mit der Shadleton Boiners erfolgreiche Bemühungen um die Gunst eines Mädchens, dessen Name nichts zur Sache tut — keine hinreichende Entschuldigend fand.

Wenigstens war dies die Meinung aller, die einigermaßen mit dem Vorgang vertraut waren. Und sicher war es nur den guten Beziehungen Shadletons zu verdanken, der mit Lords und Peers verknüpft und verschwägert war, daß er sich straflos aus der leidigen Affäre ziehen konnte.

Boiner war nicht sofort tot gewesen — die Hand seines Gegners, diese sichere, unfehlbare Hand hatte vielleicht doch ein wenig gezittert, ehe sie den Abzug des Hahnes berührte. Man hatte den jungen, elternlosen Menschen blutend und röchelnd in seine Wohnung geschafft, wo er zwei Stunden später in den Armen seines Dieners starb, irgend ein paar Worte murmelnd, wie „bei Philippi“ oder etwas ähnliches, deren Sinn dem Diener zwar nicht einfiel, denn er war kein Orfordier und selbst die gebräuchlichsten klassischen Zitate waren ihm durchaus fremd. Aber immerhin vermerkte er die Worte sorgsam in seinem Gedächtnis, als eine der letzten Lebensäußerungen eines Menschen, der ihm ein gütiger und teilnehmender Herr gewesen war, anders als viele, denen er vorher gedient hatte.

Das also war die Vorgeschichte, und was dann geschah, das mußte eigentlich von jemanden berichtet werden, der weiß, aus welchem Stoffe der Schöpfer Seelen zu machen pflegt. Aber den gibt es wohl kaum, und so soll das Folgende erzählt werden ganz so wie es sich zutrug, ohne einen Versuch zu machen, in die Dunkelheit der Vorgänge das Licht einer weiter blickenden Erkenntnis zu werfen.

Man muß annehmen, daß Henry Shadleton nach jenem tragischen Ereignis doch Gewissensbisse bekam und daß ihn jene Ruhe verließ, die ihn bisher vor allen Altersgenossen ausgezeichnet hatte. Jedenfalls verließ er zwei oder drei Wochen später seine engere Heimat, ja sogar England, um die Welt, die große unbekannte Welt zu durchstreifen und zu durchwandern, wozu sein großes Vermögen ihn ohne weiteres instandsetzte.

Nicht freilich ohne John Buid — eben jenen Diener des toten Boiner — zu fragen, ob er ihn begleiten wolle. Buid sagte sofort bestimmungslos ja, ohne auch nur nach den Bedingungen zu fragen. Und schon hier begannen die Merkwürdigkeiten, an denen dieser nüchterne und wahrheitsgetreue Bericht so reich sein wird. War der Diener so treulos? Hatte er so schnell vergessen, wie Shadleton sich an seinem bisherigen Herrn versündigt hatte? Wir sind da durchaus aufs Raten angewiesen und diejenigen, die behaupten, Buid wollte durch seine Anwesenheit dem andern dauernd seine Tat ins Gedächtnis rufen, wollten neben ihm stehen gleichsam als verkörpertes Gewissen, schießen vielleicht gar nicht so sehr am Ziel vorbei. Vielleicht plante er auch, aus der Dunkel und zornigen Ergriffenheit seiner Seele heraus, bei irgendeiner sich bietenden Gelegenheit den Tod Boiners an Shadleton zu rächen.

Wie dem aber auch sei — er ließ nichts von dem, was ihn bewegte, merken. Er wurde Shadleton ein treuer und bald unentbehrlicher Helfer und bei dem abenteuerlichen Leben, das der in der Folgezeit führte, ergab sich für Buid oft und oft die Gelegenheit, Shadleton wertvolle Dienste zu leisten.

Die beiden Männer vertauschten England mit der Welt und bald schien der Erdball zu klein zu sein für die unstillen Fahrten Shadletons. Schließlich fuhren sie von Afrika über England, ohne sich dort länger als vierundzwanzig Stunden aufzuhalten, nach Nordamerika, das Shadleton anviderte, und kamen dann nach Venezuela, das ihn entzückte.

Längst war Buid aus der Rolle des gehorsamen Dieners in die eines Freundes und Kameraden hinübergeglitten. Und das war natürlich und verständlich genug, denn diese beiden Männer hatten zu vielen Gefahren gemeinsam die Stirn geboten, hatten zu viele dunkle und kalte und heiße und unruhige Nächte durchwacht ohne jede andere Gesellschaft als die ihrer tapferen, holzen und klopfenden Herzen, als daß sich das alte Verhältnis hätte aufrecht erhalten lassen.

In einem Abend war es — unten in Südamerika irgendwo — daß Buid erstmalig von den letzten Stunden des Verstorbenen

sprach und die Worte erwähnte, die jener geflüstert, kurz bevor sich seine brechenden Augen für immer schlossen.

„Was mag er damit gemeint haben?“ fragte Buid und sah grüblerisch und verquält auf den andern, der mit nervösen Fingern an seiner Pfeife herumdocterte, die nicht recht ziehen wollte. Shadleton gab lange keine Antwort. Endlich sah er Buid an, sein Gesicht war ruhig und unbewegt.

„Ich weiß es nicht, Freund“, sagte er. „Wer mag den Sinn der Worte erfassen, mit denen ein Sterbender sich von dieser Welt verabschiedet! —“

Er erhob sich plötzlich und ging mit etwas schwerfälligen, steifen Schritten auf und ab — immer wieder auf und ab. Bis er sich schließlich wieder niederlegte, sich eng in seine Decke wickelte und meinte:

„Laß uns schlafen, es wird vieles leichter für uns, wenn wir uns bemühen, nicht daran zu denken ...“

Ja, das sagte er wohl. Aber Buid, der Aufmerksame, hörte sehr wohl an dem leisen und unregelmäßigen Atem, daß jener ganz umsonst zu schlafen und zu vergessen bemüht war. Da war es ihm, diesem gar nicht mehr jungen, schon grauhaarigen Manne, als müsse er ihr lieben, den Jungen, Unruhigen, Umhergetriebenen. Eine Art scharfer Bärtlichkeit quoll in ihm empor, deren er sich doch beinahe schämte, und gern hätte er die Hand auf das Haupt des andern gelegt, versöhnend, beruhigend. Auf das Haupt dieses Menschen, der sein Herr und doch auch schon sein Freund war.

Das war eine Nacht, und eine andere, ziemlich viel später, war es, als Shadleton plötzlich im Europäischen Klub in Quito auftauchte, sich in eine Ecke setzte und bis zum Morgen ein Glas aqua ardente nach dem andern in sich hineingoss. Als er aufbrach, erzählte er einem kleinen, schmalwangigen Deutschen, der als Doktor verloren in einem viel zu großen Klubstuhl saß, er werde versuchen, über Latacunga längs der Postaza die Cordilleres in südöstlicher Richtung zu überqueren, und fragte ihn nach den Jagdverhältnissen im Gebirge. Der Kleine machte ein maßlos erstauntes und halbwegs törichtes Gesicht. „Sagen Sie doch gleich, Sie wollen nebenbei den Chimborazo mitnehmen“, murmelte er. „Jawohl, will ich auch“, sagte der Engländer gleichmütig. Da schlug der andere sich flüchtig auf die Schenkel und lachte schallend. „Das ist die beste Geschichte der Welt“, schrie er und war plötzlich ganz munter. Shadleton lächelte auch und fragte nochmals: „Und die Jagd?“ „Es gibt kaum was anderes, glaube ich, als Guanacos“, war die Antwort. Kopfschüttelnd sah der Deutsche ihm nach, als Shadleton mit einem ruhigen Nicken, als habe er nichts anderes erwartet, den Raum verließ.

Aber Shadleton blieb mit Buid zunächst noch einige Wochen in Quito — lange genug, um ein Mädchen kennen zu lernen, das mit ihrem Onkel herumreiste, um die Welt zu sehen.

Sie war Frin, rotblond, temperamentvoll und außerordentlich zielbewußt. Und ehe zehn Tage vergangen waren, hatte sie Shadleton so weit herum, daß er ihr versprach, sie mitzunehmen — was vielleicht darauf hindeutete, daß der Heilungsprozeß seiner Seele bereits einigermaßen fortgeschritten war.

Das Vorhaben Shadletons war immerhin eine Art Expedition, trotzdem es sich nicht gerade um unerforschte Gegenden handelte. Und erforderte einige sehr ernsthafte Vorbereitungen. Aber die Energie, mit der sich die beiden Männer an die Arbeit machten, ermöglichte es ihnen in kurzer Zeit, ihr Quartier höher hinauf nach irgendeinem indianischen Nest mit unaussprechlichem Namen zu verlegen, wo sie ein paar Maultiere laufen und einige Eingeborene als Träger anwerben wollten.

An dem Morgen, da der Marsch in die steinerne Wildnis beginnen sollte, sah Shadleton sehr früh bereits auf der hölzernen Veranda der kleinen Unterhüttenhütte, die er sich gemietet hatte, und wartete auf Buid, der noch irgendetwas mit den Indianern zu verhandeln hatte. Kitty, die Frin, schlief noch.

Plötzlich kam Buid zurück. Er schlug fast hin, als er aufgeregt, mit verzerrtem Gesicht, die Stufen heraufsprang und wie ert flammelte:

„Herr — ich habe Boiner gesehen ... Ich kam dort aus der Waldecke, wo ich mit dem Dorfältesten gesprochen hatte, und als ich über die Lichtung ging, kam mir Boiner entgegen — ich sah ihn ganz deutlich. Er blickte mich an und zeigte mit der Hand nach der Gebirgskette drüben ...“

Er hielt atemlos inne. Shadleton hatte sich langsam erhoben. Er stand ganz groß und steil da und eine tiefe Falte durchquerte senkrecht sein Gesicht. Er lächelte nicht, wirklich nicht, und er tat auch keine abweisende Handbewegung, sagte nicht „Unsinn — Nerven — Halluzinationen“, sondern fragte sehr ernst und ruhig: „Sagte — sagte die Erscheinung ... sagte Boiner etwas?“ „Nein! Er bewegte wohl die Lippen, aber ich konnte nichts hören!“

„Es ist gut so“, erwiderte der Engländer, und dann, schwer, langsam: „Einmal mußte er wohl kommen — ich habe immer Derartiges geahnt.“

„Wir kehren doch um, gleich?“ bettelte Buid. „Es ist ein böses Vorzeichen ...“

„Wenn du magst, so lehre um, mein Freund“, sagte Shadleton gütig. „Ich verarge es dir nicht.“

Aber der andere schüttelte nur den Kopf. Nein, bei Gott, er würde ihn nicht allein ziehen lassen.

Jetzt kam Kitty frisch und strahlend, Chadleton bot ihr „Guten Morgen“ und quälte sich ein Lächeln ab, während er sich sogleich mit mehr als üblichem Eifer an die letzten Vorbereitungen machte.

Dann begann der Marsch. Er war mühselig und schwierig. Chadleton hielt sich dicht hinter der Fein und bewachte sorgfältig jeden ihrer Schritte. Die Eingeborenen gingen in lang auseinandergezogenen Ketten voran, in ihrer Mitte Buid, der sich alle zehn Minuten besorgt nach Chadleton umsah, obgleich ihm die dünne Luft selbst genug zu schaffen machte.

Sie sprachen wenig miteinander. Die Anstrengung des Aufstiegs, der zerklüftete und schmale Gratweg, der drohende Steinschlag nahmen ihre Aufmerksamkeit allzu sehr in Anspruch. Dennoch hasteten die Augen des Engländers ab und zu mit einer Art sanfter Nüchternheit an den weichen, warmdurchbluteten Wangen des Mädchens, das — jung und heiter — die Strapazen des Aufstiegs mit erstaunlicher Grazie auf sich nahm und überwand. Einmal — ein einziges Mal nur — fühlte er sich versucht, ihr von seinem Leben und von seiner Trauer zu erzählen. Doch verwarf er den Gedanken sofort wieder. Nein — er wollte die Unbeschwertheit dieses Wesens nicht mit dem Wissen um ein dunkles und schmerzliches Schicksal belasten.

Er bezwang sich gut. Und erst als der Pfad eine jähe Krümmung machte, der das Paar den Blicken der Vorangehenden plötzlich entzog, als Kitty mit einem Ausruf der Bewunderung und des Entzückens auf eine kleine, weit heraustrappende Felsenplatte trat und die Blicke herunterschweifen ließ in den Abgrund, erst dann wagte er, dicht an ihre Seite tretend, mit heiserer Stimme zu flüstern:

„Kitty — Wiß Kitty — ich ... ich möchte Sie so gern einmal küssen!“

„Sir — ich wundere mich über Sie“, war die Antwort, „ich wußte nicht, was ich getan habe, um Sie vergessen zu lassen, daß Sie ein — Gentleman sind!“

Da fiel ihr Auge auf sein Antlitz. Sie sah einen heftigen, furchtbaren Schmerz, eine tiefe Trauer, welche die Harmonie dieser Züge für einen Augenblick zerwühlte und zerstörte. Instinktiv begriff sie, daß hier ein Unglücklicher stand, der Mitleid, Liebe heißend an ihres Herzens Pforte klopfte. Und sie bebauerte die Härtheit ihrer Worte.

„Wir kennen uns erst seit kurzem“, setzte sie deshalb hinzu. Er fühlte, daß ihre Stimme nachgab, daß sie weniger erzhärt als überrascht war. Da hob er die Arme, machte einen raschen Schritt vorwärts. Sie sprang aber geschickt an seinem ausgestreckten Arm vorbei zurück zum Weg, huschte drei, vier Schritte hinaus und rief dann lachend, während sie sich umdrehte:

„Viel zu früh, mein Herr — viel zu früh!“

Dann kletterte sie weiter, sehr rasch, etwas leuchtend. Machte an dem jähen Knid nochmals Halt, winkte ihm, der noch immer erstarrt zu ihr emporblickte, mit beiden Händen und rief — denn sie hatte eine gute Ausbildung genossen und war um schöne, passende Redewendungen nie verlegen: „Bei Philippi — bei Philippi sehen wir uns wieder.“

Aber im nächsten Augenblick stand ihr Herz still und sie dachte, sie müsse sterben. Denn in diesem Augenblick warf Chadleton die Arme hoch, als hätte eine Kugel sein Herz durchschlagen, sein Gesicht wurde grau, dann taumelte er und stürzte plötzlich, vergeblich nach einem Halt suchend, über den Rand der Felsplatte in die grauenhafte Tiefe ...

Buid versuchte mit den Eingeborenen den Leichnam zu bergen. Aber die Bemühungen waren völlig ergebnislos und Buid wußte es eigentlich von vornherein. Der Engländer lag gewiß irgendwo zwischen dem Gestein und nur die Geier fanden die Stelle.

Denn wenn die Indianer später erzählten, nach Jahren noch, daß in hellen Vollmondnächten ein Weißer wehllagend die zerrissene Felsenlandschaft durchwandere und zuweilen bis dicht an ihr Dorf komme, so war das natürlich Unfug und ein Ausfluß des Aberglaubens, der gerade bei den Eingeborenen so üppig in Blüte steht.

Die Frau ohne Namen.

Die Geschichte eines Operetten-Librettos.

Von Lothar Sachs.

Wir hatten eine Aktiengesellschaft gegründet, die sich die Herstellung und den Vertrieb von Operetten zur Aufgabe machte. Hauptaktionäre waren: Der Komponist, drei Librettisten und ein Refraindichter. Wir schrieben gerade an einem neuen Textbuch und zerbrachen uns den Kopf über möglichst langvolle weibliche Vornamen. Man glaubt gar nicht, wie wichtig solche scheinbar nebensächlichen Dinge sind. Nehmen wir an, man würde z. B. eine mondäne Frau — Kunigunde nennen ... einfach nicht

auszudenken ... Wir setzten uns also zusammen, tranken einen Rognon nach dem andern, um uns geistig anzuregen, und saßen auf Namen. Ich schlug „Marion“ vor. Das klingt nach was.

„Mensch, bist du von Sinnen? Unmöglich!“ Der Komponist war aufgesprungen und suchte mir erregt mit den Händen im Gesicht herum. „Marion heißt doch die Frau, die ich schon seit Monaten heimlich verehere, ihr Gatte ist sowieso schon eifersüchtig genug auf mich. Jetzt soll ich auch noch der Heldin meiner Operette den Namen „Marion“ geben. Das fehlt gerade noch. Damit mich der Gatte bei der Premiere von der Bühne herunter-schießt. Ich verstehe dich gar nicht ...“ „Entschuldige, lieber Freund, aber ich kann doch nicht die Vornamen aller deiner heimlichen Freundinnen kennen. Also schlage du einen Namen vor!“

„Gut, wie wär's mit Sylvia?“ „Ausgerechnet „Sylvia“ ...“ Jetzt fuhr der Refraindichter empor. „So heißt doch meine Frau. Und du weißt sehr gut, daß der Gatte der Helbin unseres Stüdes ein Trottel ist. Soll ich mich vielleicht lächerlich machen?“

„Verzeihe“, entgegnete der Komponist. „Aber bin ich denn für das Textbuch verantwortlich? Habe ich den Mann zum Trottel gemacht? Beschwere dich doch bei deinen Buch-Mitarbeitern!“

„Aber wir wollen uns doch nicht aufregen, Kinder“, mischte sich der eine Librettist in die Debatte, „suchen wir eben nach neuen Namen. Es gibt doch in Hülle und Fülle. Ich schlage „Bera“ vor.“

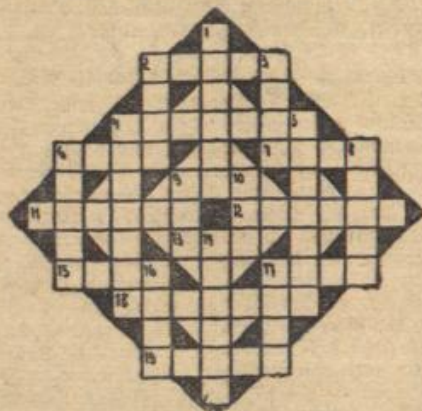
Nun blieb mir die Lust weg. „Bera ... Bera ... ja meint ihr, ich hätte Lust, dauernd an meine — geschiedene Frau erinnert zu werden ...? Womöglich glaubt sie, ich hätte die Titelfelbin nach ihr benannt, um eine Verschönerung anzubahnen und leht zurück. Ich danke ...“ So tauchten noch unzählige Namen auf, bis wir uns endlich auf „Rina“ einigten. An diesen Namen knüpften sich noch keine Erinnerungen ...

Am nächsten Tage kam ich, ganz gebrochen, zu meinen Mitarbeitern. „Freunde, es hilft alles nichts ... auch der Name „Rina“ kann nicht bleiben.“

„Aber warum denn nicht?“ schrie man mich an. „Ja, seht, ich bin seit meiner Ehescheidung immer ein Weiberfeind gewesen ... bis gestern abend. Da lernte ich auf dem Presseball eine Frau kennen, eine Frau, sage ich euch, die entzückendste, charmanteste Blondine. Und wißt ihr, wie sie heißt — „Rina“ ...“

Jetzt ist wenigstens niemand mehr im unklaren, warum der Titel unserer neuen Operette „Die Frau ohne Namen“ lautet.

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 2. Unterhaltungsspiel. 4. Zierstrauch. 6. Gesangsstück. 7. Zahl. 9. Kinderart. 11. Weiblicher Vorname. 12. Menschliches inneres Organ (Mehrz.). 13. Teil des Wagens. 15. Gewürz. 17. Schweizer Fluß. 18. Biblischer Berg. 19. Wundmal.

Senkrecht: 1. Angehörige der Familie. 2. Salzhaltiges Wasser. 3. Nordisches Göttergeschlecht. 4. Oper von Beethoven. 5. Feiertag. 6. Teil des Mittelmeers. 8. Innere Zuneigung. 9. Fertiggeflocht. 10. Bindewort. 14. Männlicher Vorname. 16. Almhirt. 17. Insel im Mittelmeer.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 182: Von links nach rechts: 1. H. 5. H. 6. Uniform. 10. G. 11. H. 13. Iris. 16. Gera. 18. Thema. 21. Alm. 23. Dö. 25. Saal. 26. Ehrenwort. 27. H. 28. Er. — Von oben nach unten: 2. Ju. 3. Gis. 4. Boa. 5. Um. 7. Nest. 8. Riga. 9. Ei. 12. Na. 14. Reede. 15. Selene. 17. Rogate. 19. Ja. 20. Reh. 22. Bar. 24. Ege. 25. Sol.